

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 198 (1919)

Artikel: Vreneli, die Glunggenbäuerin : eine Fraungestalt Jeremias Gotthelfs

Autor: Ebersold, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

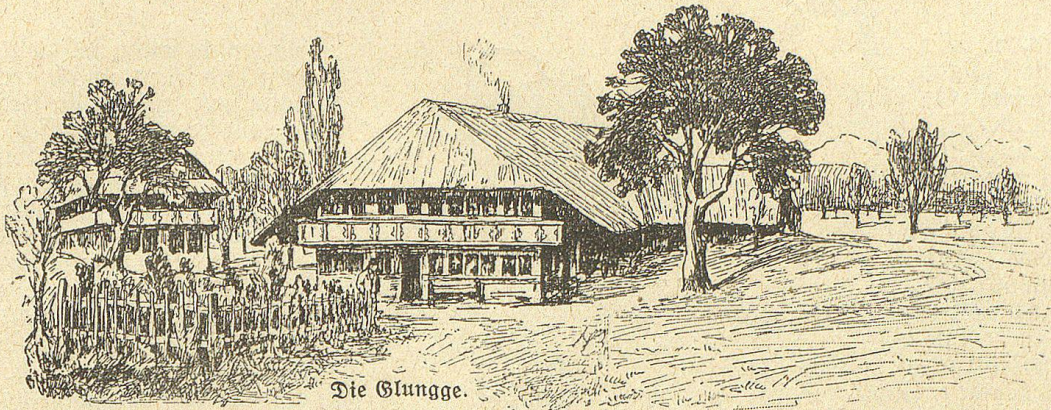
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Glungge.

Breneli, die Glunggenbäuerin.

Eine Frauengestalt Jeremias Gotthelfs.

Joggeli, der alte Glunggenbauer, steckt wieder einmal in trostloser Verlegenheit. Seinem Meistertknecht hat er den Abschied geben müssen. Das Gefinde tut, was ihm beliebt. Ein Knecht ist schlimmer als der andere. Es bleibt dem alten Bauer nichts anderes übrig, als nach Ersatz Umschau zu halten, denn er selber ist zur Führung eines großen Bauerngewerbes schon längst nicht mehr fähig. Diesmal hat Joggeli Glück, mehr Glück als Verstand. Uli, vor Jahren ein entgleister Bursche, ist bei einem braven Manne zum tüchtigen Landwirt herangereift. Jaggend stellt er sich in der gänzlich verwahrlosten Glungge ein. Draußen nahm ihn ein munteres schönes Mädchen in Empfang, rufbraun an Haar und Augen, rot und weiß an den Backen, lüchlich die Lippen, blendend die Zähne, groß, fest, aber schlank gebaut, mit ernstern Mienen, hinter denen der Schalk lauerte, aber auch die Gutmütigkeit. Ueber das Ganze war das bekannte, aber unbeschreibliche Etwas gegossen, das da, wo es sichtbar wird, von innerer und äußerer Keinlichkeit zeugt, von einer Seele, die das Unreine haßt, deren Leib daher auch nie unrein wird oder nie unrein scheint mitten in der wüsthsten Arbeit. Breneli, so hieß das Mädchen, war eine arme Verwandte im Hause, die ihr Lebtag nirgends hätte sein sollen, allenthalben für Aschenbrödel gehalten wurde, aber immer die Asche abschüttelte, weder innerlich noch äußerlich getrübt wurde, Gott und Menschen und jedem jungen Tage in neuer Frische entgegenlachte, daher auch allenthalben sein konnte und sich Platz machte in den Herzen, auch wenn man sich dagegen wehren mochte.“ So führt der Dichter Breneli ein.

Uli und Breneli haben in der Glungge mit denselben Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Das bringt die beiden einander näher. Breneli freut sich, wie unter Ulis Führung eine neue Ordnung einzieht, und Uli findet in Breneli die einzige Person, die für einen geordneten Betrieb Verständnis zeigt. Aus dem gegenseitigen Wohlgefallen wächst eine herzliche Zuneigung, die nach einer kurzen Verirrung Ulis zur Heirat führt. So rasch kommt Uli allerdings nicht zum Ziel, denn lange verbirgt Breneli ihre Liebe hinter scheinbare Kälte und Härte, und den ersten

Fuß erwidert sie mit Kraxen und Kneifen. Endlich schmilt das Eis, und nach krankhaftem Weinen erklärt das Mädchen sein bisheriges Verhalten: „Sein Sehnen sei immer und immer wieder darauf gegangen, irgend einmal jemand von so ganzem Herzen, ganzem Gemüt lieb haben zu können, jemand zu finden, an dessen Brust es sein Haupt in Leid und Freud' legen könnte. Und so eine Freundin habe es keine gefunden. Und wenn es diesmal getäuscht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihn hätte, dann wäre ja sein letztes Hoffen dahin, dann würde es keine mehr finden, dann müßte es unglücklich sterben.“

Am Tage nach der Hochzeit übernimmt Uli als Pächter die Glungge. Aber schon in den ersten Stunden kommt schweres Bangen über ihn. Und dieses Bangen treibt ihn durch die Ställe, ums Haus herum, rechnend und immer rechnend, daß er nicht weiß, steht er auf dem Kopf oder auf den Füßen. Da ist es Breneli, die beide Hände ihm auf die Schultern legt: „Aber Uli, lieber Uli, fange nicht schon an mit Sinnen und Rechnen. Laß uns beten und arbeiten, das andere auf Gott stellen, der soll unser Rechenmeister sein. Der wird schon rechnen, daß es gut kommt, und der böse Kummer und das plaghafte, ängstliche Wesen, welches immer auf dem Trocknen ertrinken will und an der Sonne erfrieren, kommen nicht an uns. Uli, lieber Uli, wollen wir?“ fragt Breneli fast wehmütig und streckt ihm die Hände dar. Und Uli schlägt ein, folgt zum Frühstück, aber heiter ist doch sein Gesicht nicht.

Uli war ein guter Soldat, aber das Zeug zum Offizier hat er nicht. Obschon der Held der Geschichte, ist er wahrhaftig kein Held, stolpert in seiner Allgütlichkeit alle Augenblicke und macht jedesmal, wenn er ohne Brenelis Rat und auf eigene Faust handelt, eine Dummheit. Breneli wird Glunggenbäuerin, beherrscht als solche die Situation. Der gute Uli muß erst durch Breneli zum selbständig handelnden und vernünftig denkenden Bauern erzogen werden. Seine Sorge um die Zukunft ließ ihn zum rechten Weizhalse werden ohne Brenelis Einfluß. Dem ersten Erntefest und den mit demselben verbundenen Gastfreunden

schaftspflichten sieht Breneli mit Wangen entgegen. Sie möchte den Armen ihre Sache gönnen, austheilen die Küchli wie eine rechte Bäuerin, und dabei muß sie an Uli denken, dem jedes Verständnis für eine solche durch alten Brauch geheiligte Gastfreundschaft abgeht. Und als Breneli die Sache endlich zur Sprache bringen muß, da brennt Uli auf: „Bin ich denn Wächter geworden, um Bettlern zu küheln? Was brauchen die solche Speisen! Brot tut's auch.“ So fährt er fort zu poltern. Darauf Breneli: „Lieber Uli, rede dich doch nicht in den Horn hinein. Christenbrauch ist's ja, daß man die Armen wie Brüder hält und nicht wie Hunde abspeiset, und gibt man ja selbst den Hunden Brosamen vom Teller, jagt sie nicht mit ungesättigten Gelüsten vom Tische weg. Sollte man dann einem armen Fraueli oder einem armen Kinde, welches das ganze Jahr nichts Gutes hat, kaum Salz zu den Kartoffeln, nicht eine gebadene Brotschnitte geben oder sonst ein Küchli. Soll es umsonst den ganzen Tag, wohin es kommen mag, den Duft der in der Pfanne brodelnden Butter in der Nase haben? Willst du mutwillig die Armen erbittern, machen, daß ihre Flüche uns Haus schwirren wie Schwalben. Willst du nicht lieber, sie wünschten uns alle Gottes Glück und Segen?“ Und Uli muß kapitulieren, wie jedesmal, wenn es zwischen den beiden zu einer gründlichen Auseinandersetzung kommt. Und da in der letzten Stunde die alte Glunggenbäuerin Breneli mit einem mächtigen Butterhasen zu Hilfe kommt, kann das junge übergelückliche Frauchen für die Armen küheln am Erntefest nach alter Bauernart.

Ganz erstaunt steht Uli vor den hohen Küchli-türmen, als er einen vollbeladenen Wagen vom Felde heimführte. Joggeli, der alte Fuchs, hatte ihm schon unterwegs das Blut in den Kopf gejagt mit dem Bericht über das Anströmen der Bettler. Er macht Augen wie Pflugräder. „Gott behüt' uns davor, woher dies alles, und so viel Bettler!“ Damit will er den Keller wieder verlassen. „Nit, nit,“ sagte Breneli und faßt ihn am Arm. „Es ist noch etwas anderes da, welches du auch sehen mußt, es wartet dir schon lange.“ Hinter einer Schüssel voll Küchli holt es eine Flasche und ein Glas hervor, schenkt ihm ein: „Weißt du nicht, daß es Brauch ist, daß der Meister an heißen Erntetagen zuweilen selbst ein Zuder nach Hause fährt und dann was Kühles im Keller findet.



Uli, Meisterknecht auf der Glungge.

Aber nicht wahr, du wolltest kommen und sehen, ob ich noch etwas hätte, hattest Angst, die Bettler hätten alles vorweg gegessen, wolltest mörderisch aufbegehren und hättest fast Freude daran gehabt, wenn ich in Schmach und Schande gekommen wäre. Da, du wüster Kerli du! da, nimm noch eins und schäme dich. Nicht wahr, bist halt böse, daß alles anders ist, als du dachtest und daß du nicht Freude haben kannst an meiner Schmach? Komm, gib mir ein Mündchli und denke daran, du hättest dich an mir ver-sündigt und wolltest nicht mehr so tun und so sein.“ „Sagte ja kein Wort,“ meinte Uli, „kam nur zu sehen, ob du fertig seiest.“ „Meinst,“ erwiderte Breneli, „ich kenne dein Gesicht nicht und wisse nicht am Trappen deiner Füße, wie das Herz dir schlägt, und am Ton der Worte, was hinter denselben steckt.“ Und husch war sie die Treppe auf und schon mitten in der Küche.

Raum ist die Ernte vorbei mit ihrem Fest, so streut Joggeli das alte Hirtebegerli, seinen schlechten Samen aus, und in dem für solche Einflüsse stets zugänglichen Uli wuchert bald die Saat. Der gleiche Uli, der an seinem eigenen Leibe erfahren hat, wie Joggeli ins Gedränge kam mit minderwertigen Dienstboten, will es nun selber mit den billigsten Knechten probieren. Das bildet den Grund zum ersten Obegewitter. Aber zum Streit kommt's nicht. Uli hat sich in den Kopf gesetzt, an seinen Knechten einige Bazen zu ersparen. Breneli aber weiß, daß die Erfahrung ihn auf andere Wege bringen wird und hofft auf die Zukunft. Und die Zukunft gibt ihr auch diesmal recht. Ein großes Dienstbotenelend zieht in die Glungge. Am schwersten leidet Breneli darunter. So warm sie für die Armen und Bedürftigen fühlt, so sehr geht ihr das müßige und unzuverlässige Gesindel, mit dem sie sich jetzt herumschlagen muß, auf die Nerven. Dazu kommen schwere Geldverlegenheiten infolge der Geschäftsverbindung mit dem Wirt und dem Müller, vor der Breneli umsonst dringend gewarnt hat. Schwer leidet die tapfere Frau darunter. Aber still tut sie wie vordem ihre Pflicht und ihr Vertrauen auf sich selber kehrt an dem Tage zurück, da sie dem Kind einer gänzlich verarmten Freundin zu Gebatter stehen muß. „Breneli fühlte sich als eine reiche, vornehme Frau gegenüber der armen Freundin, sie konnte Schätze schenken, konnte ihr Herz glücklich machen trotz einem Kaiser, hatte zu essen vollauf, brauchte mit dem Kreuzer nicht zu knausern. Da schämte sich Breneli bitter und bis zum Weinen. So gehe es einem, wenn man nicht vom Hause komme

und bloß seine Sache sehe und seine Lage. Da werde man ungeduldig, undankbar, wisse nicht, wie gut man es habe. Es kam Breneli so eine rechte Wehmut an, wenn sie dachte, wie viele Menschen sich versündigten mit Klagen und Undankbarkeiten und so glücklich sein könnten im Vergleich zu andern, wenn sie nur den Verstand hätten, es zu begreifen. Erst wenn man mit eigenen Augen so recht in anderer Menschen Verhältnisse hineinsehe, begreife man, wie gut man es habe."

Zu weit würde es führen, jeden Fall anzuführen, in welchem sich Breneli als die kluge, weitsichtige Gattin und als die ihrer Aufgabe in allen Lagen gewachsene Glunggenbäuerin ausweist. Wie armseelig stünde der wankelmütige, kurzblickende, zu krassem Geiz geneigte Uli da ohne sein prächtiges Weib. Wachsam sucht sie jederzeit den Frieden des Hauses zu wahren, was ihr nicht leicht gemacht wird. Nur dann kennt sie kein Nachgeben, wenn ihr das Recht bedroht erscheint. Dann lodert ihr raffiges Temperament in hellen Flammen auf. Elisi, die verfehlte Tochter Joggelis, die mit ihren Kindern im tiefsten Glend sitzt, stellt sich jeden Augenblick in der Glungge ein, obschon es dort längst nichts mehr zu suchen hat. Der neue Besitzer der Glungge, Hagelhans, befiehlt Breneli, mit Elisi abzubrechen, es einmal vom Hofe wegzujagen, wie einen Hund. Aber Breneli widersteht sich mit aller Energie. Der Base Kind jage sie nicht vom Hofe weg. Lieb sei ihr Elisi nicht, aber es erbarme sie. „Die Base drehte sich noch im Grabe um, wenn sie wüßte, wie es ihren Kindern erginge.“ „So drehe sie sich meinethalben,“ sagte Hagelhans, „aber das Mensch lässest du mir nicht mehr ins Haus und jagst es mit dem Besen vom Hofe.“ „Und das tue ich nicht!“ sagte Breneli. „Und das tust du!“ sagte Hagelhans, und seine Augen glühten lichter und wurden rund wie Pflugräder. „Und das tue ich nicht,“ sagte Breneli, und ihre Augen wurden rund und flammten, „und das tue ich nicht und risset ihr mir den Kopf vom Halse. Recht ist recht und schlecht ist schlecht, und da hat mir niemand etwas zu befehlen, als mein Gewissen und Gott.“ So hatte zu Hans noch niemand gesprochen. Erstaunt sah er die glühende Frau an, ging, sagte von Stunde an nichts mehr von Elisi. Aber wo er Breneli einen Wunsch anmerkte, da war er erfüllt.

Dieser reiche Bauer Hagelhans, der bisher in einem verlorenen Winkel des Emmentales sein Regiment



Breneli, Magd auf der Glungge.

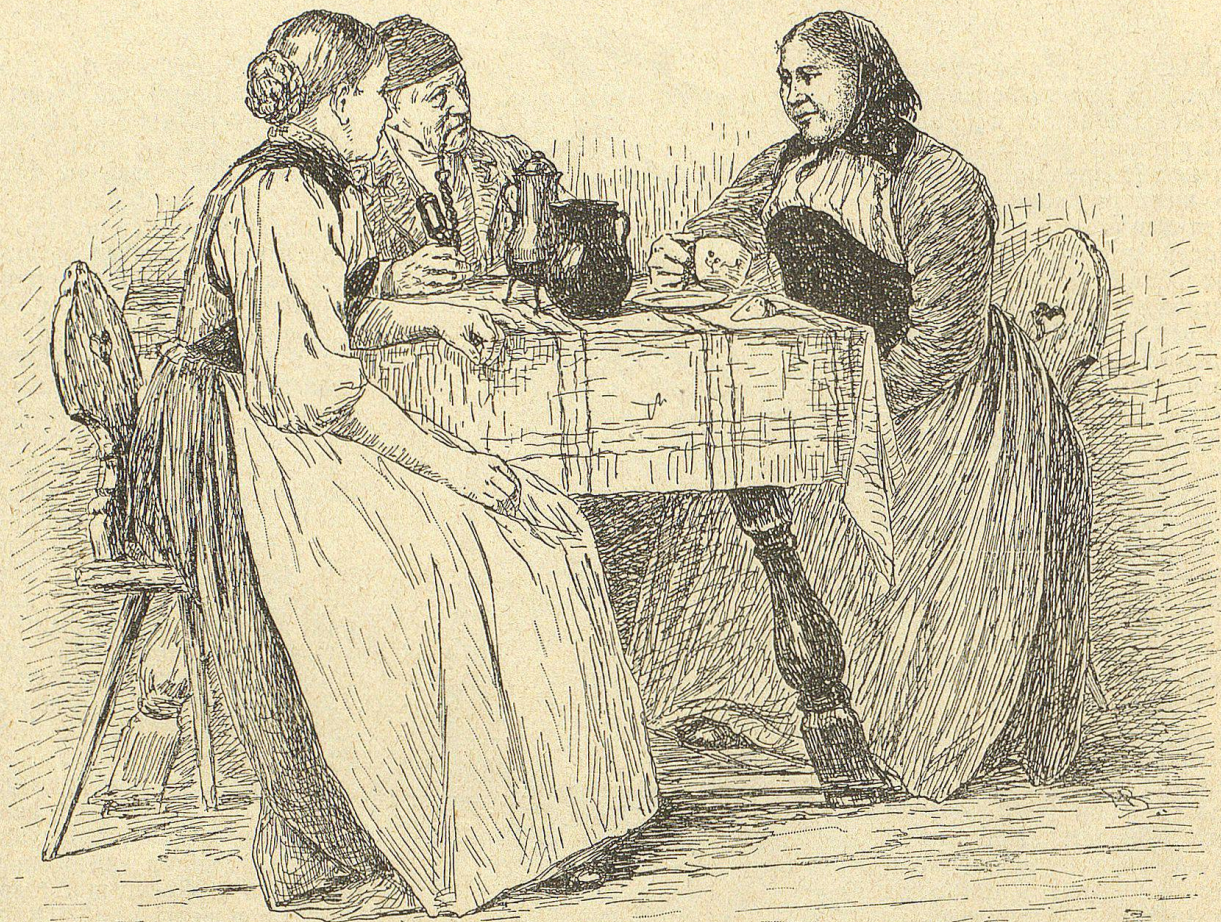
führte, ist Brenelis Vater, und nirgends erscheint uns Breneli größer als in dem Augenblick, da er sich ihr als solcher zu erkennen gibt. Groß ist ihre Freude. Aber noch mehr freut sie sich, an dem alten verbitterten Manne gutmachen zu können, was die Menschen an ihm gesündigt und ihn wieder zu versöhnen mit der Welt. Aber trotzdem Widerspruch des Alten beharrt sie darauf, daß unter ihnen einsteilen die Sache beim alten bleibe. „Werde ich auf einmal zu deiner reichen Tochter, zu der du mich machen willst, wer weiß, ob ich nicht dächte, das Vermögen käme von mir, stolz würde, und es Uli fühlen ließe, oder ob Uli nicht mißtrauisch würde und meinte, weil ich jetzt reich sei, so sei ich reuig, daß ich ihn genommen und verachte ihn. Wo dieser Wurm sich eingräbt, da sind Friede und Liebe dahin. Solange Uli nichts davon weiß, muß ich mich halten als das alte, arme Breneli, und nach ein paar Jahren, wenn wir selbst warm sitzen, macht es dann schon weniger aus.“ Und Hagelhans darauf: „Du magst was Recht haben. Ich habe

Respekt vor dir, du bist aber auch die erste, vor der ich ihn habe. Aber blau Bliz, was wärest du für ein Hagelweib geworden, wenn du z'bösem geraten wärest.“

Der Wunsch Brenelis, es möchte ihr Verhältnis zu Hagelhans vorläufig Geheimnis bleiben, und die Form, in welcher die Bittstellerin ihr Anliegen zu fassen weiß, zeigt uns den Seelenadel der Glunggenbäuerin in seiner schönsten Beleuchtung. Man darf nicht annehmen, daß Breneli nur einen Augenblick sich selber nicht traut und befürchtet, eines Haufen Goldes wegen sich selber untreu zu werden oder nur das geringste ihrer Liebe zu Uli zu opfern. Ihre ursolide Eigenart hat zu tiefe Wurzeln, als daß sie einer solchen Gefahr ausgesetzt wäre. Aber Uli? Sie kennt seine Schwachheiten. Wie leicht kann er stolpern! Aber bloßstellen kann sie ihn nicht, auch gegenüber ihrem Vater nicht. Darum tut sie, als liege die Gefahr zum mindesten eben so sehr auf ihrer Seite.

Ein zeitgenössischer Schriftsteller hat die feldherrliche Gattin Ulis mit Goethes Dorothea zusammengestellt. Jedenfalls kann Breneli diesen Vergleich sehr gut aushalten. Wir haben in ihr die schönste Frauengestalt des genialen Dichters.

Der Dichter hat uns Breneli in so markigen Zügen geschildert, daß es uns nicht schwer gemacht wird,



Die Glungenbäuerin, von einem Besuch aus der Stadt heimkehrend.

uns das prächtige Weib als reiche Bäuerin vorzustellen. Sie wird, aller irdischen Sorgen entledigt, als Gattin, Mutter und Leiterin eines großen Hausstandes ihre Gaben des Herzens zur reichen Entfaltung bringen können. Sie wird der Engel des

Hauses und der Armen sein. Den reichsten Gewinn von der glücklichen Wendung der Dinge wird aber der alte Hagelhaus davontragen. Er wird endlich finden, was er bis in sein hohes Alter vermißte: die Liebe in traulichem, sonnigem Heim. *Freih Eberfeld.*

Der Glückfinder.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Man kann an einem Menschen oft Jahre lang vorbeigehen, ohne daß man etwas von ihm weiß. Man kann neben ihm auf dem Felde schaffen und über die Marklinie hinweg vom Wetter plaudern und von den Jahresaussichten. Aber die Worte gehen leer und ohne Werbewillen hinüber und zurück. Das macht, es ist da irgendwo ein unsichtbares Mauerlein aufgerichtet, keiner begehrt den andern in sein heimliches Gärtchen hineinblicken zu lassen. Man redet gewissermaßen nur mit einander, um sich gegenseitig nichts sagen zu müssen.

So ist es mir die längste Zeit mit dem Simon Kestler auf dem Holdergarten ergangen. Von Anfang an habe ich ihn zu den Mißgeschickten gerechnet, an denen man mit einer gewissen Ueberlegenheit vorbeigehen

darf. Nicht jeder hätte sich noch in den sogenannten verständigen Jahren überschwachen lassen, sein sauer zusammengescharstes Kleingeld an das Halbgütlein auf dem Holdergarten zu hängen, auf dessen fruchtbarem Umgelände die reichen Dorfbauern ihr Korn mähen, während der Simon mit seinem Dungkarren fast eine Viertelstagsreise hinter sich tun muß, um den äußersten seiner über den ganzen Gemeindebann verstreuten Ackerstreifen und Wiesenriemen zu erreichen. Aber der Güterhändler Rebstein, dem der Holdergarten ganze drei Jahre lang an den Fingern klebte, hat doch nach der Fertigung lachend bekannt, man dürfe sich im Leben getrost hin und wieder eine Dummheit erlauben; denn selbst der Zweitdümme treffe auf der Welt immerhin einen noch dümmeren an.